Grünberger  Wochenblatt.

19. Jahrgang. **№ 46.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Donnerstag den 7. September 1843.

Es kommt an den Tag.

(Fortsetzung).

Sobald Thomas nur zu ahnen anfing, Martin sei Therese nicht gleichgiltig, wurde er der schärfste Beobachter dieser Beiden. Die Liebe, die sich in unschuldigen Herzen bildet, ahnt eben so wenig Verrath und ist daher frei von allem Mißtrauen, wie sie selbst der Falschheit und Untreue unfähig ist. Wie daher die beiden sich allmählig lieber und lieber gewonnen, dachten sie auch nicht im entferntesten daran, ihren Neigungen eine Larve vorzubinden, und wenn auch die mädchenhafte Schüchternheit Theresen in Schranken hielt, so konnte doch selbst ein weniger aus Eifersucht scharfsehender Beobachter, als Thomas, aus den Blicken, mit denen sie sich begegneten und von einander Abschied nahmen, erkennen, daß die beiden Leutchen sich lieb hatten.

Die Eifersucht und ihr Milchbruder der Neid, sehen aber in der Regel weiter, als die Wirklichkeit die Perspective darbietet. Thomas wollte schon aus dem gegenseitigen Blick erkennen, daß ein inniges Verhältniß statt fand, er wollte daraus lesen, daß sie sich über geheime Zusammenkünfte verständigten.

Thomas kochte vor gekränkter Eitelkeit und schwor Martin die fürchterlichste Rache. Zuerst wollte er aber Gewißheit haben, wie weit das Verhältniß bereits gediehen. Doch Martin liebte zu innig und darum zu schüchtern, als daß er es als armer Gesell gewagt hätte, sich der reichen Bürgerstochter, und noch heiligere Ehrfurcht hatte er vor der schönen Therese, zu nähern, und diese war zu sehr in der leider immer mehr aus der Mode kommenden Zucht und Sittsamkeit, welche die Mädchen aller Stände wahrhaft adelt, erzogen, als daß sie dem Geliebten einen Schritt entgegen gethan hätte.

Nichts desto weniger beschloß Thomas den gefährlichen Nebenbuhler so rasch wie möglich aus der Nähe des Mädchens zu entfernen. Die Mittel dazu waren ihm gleichgiltig, wenn sie nur zum Zwecke führten.

Wie er nun fortwährend Martin auf Tritt und Schritt nachschlich, kam er bald dahinter, daß dieser öfter des Abends auf ein kleines Haus vor dem Thore der Stadt zuging, dessen niederes Fenster ihm auf ein leises Anklopfen geöffnet wurde, worauf er dann etwas hineinreichte, bisweilen aber auch sich die Thür aufmachen ließ, hineinging, und erst nach einiger Zeit wieder herauskam.

An einem Abend, da er wußte, daß Martin vieler Arbeit wegen noch während des Feierabends arbeiten, und sich daher nicht aus der Stadt entfernen würde, beschloß Thomas, dem Geheimniß des kleinen Hauses auf die Spur zu kommen, weil er darin eine versteckte Schuld seines Nebenbuhlers zu entdecken hoffte, auf die er mit gieriger Seele Jagd machte.

Einige Tage später, an einem sonnenhellen Sonntagsnachmittage, ging Thomas an des Meisters Haus vorbei, um nach einem bekannten Tanzlocale hinauszuziehen, wo es toll genug herging, als er vor der Thür unter dem hohen Kastanienbaum, der das Haus bis hoch oben beschattete, die liebliche Therese sitzen und in einem Buche lesen sah. Er grüßte sie freundlich, und da sie aufblickte, so trat er an sie heran und fragte sie, wie es gekommen, daß die Jungfer heut so allein zu Hause geblieben und nicht wie gewöhnlich mit dem Vater einen Spaziergang in's Freie gemacht habe. Therese versetzte, daß sie eine Ermattung in den Gliedern verspüre, um derentwillen sie es vorgezogen, zu Hause zu bleiben. Ein Wort gab das andere und war es Zufall, oder richtete Thomas absichtlich das Gespräch auf den Gegenstand, bald war die Rede von Martin. Therese rühmte das stille Wesen, den soliden Lebenswandel, den Fleiß und die Geschicklichkeit des Gesellen, darauf lächelte Thomas höhnisch und sprach:

„Stille Wasser sind tief! Auch ich habe immer eine wahre Verehrung vor dem Menschen gehabt. Ich bin grade auch kein Saufaus und kein Schlemmer, aber wenn man sich den Tag über müde gearbeitet, so will man denn doch in den Feierabendstunden sein Vergnügen haben. Der Martin aber erschien mir immer wie ein Geistlicher, der an den Freuden der Erde keinen Theil mehr nimmt. Doch ich habe mir es immer gedacht, den Duckmäusern und — aber nehmen Sie es nicht für ungut, Jungfer, ich bin da so in's Schwatzen gekommen und hätte bald was böses von meinem Mitgesellen gesprochen, allein das verschweigt man lieber."

Therese war bei den letzten Worten, die Thomas sprach, ganz bleich geworden, und sah ihn eine Weile unwillig stumm an, doch bald brach sie in die Worte aus: „der Martin sieht mir gar nicht darnach aus, als ob er ein schlechter Mensch sein könnte, ich habe es wohl schon bemerkt, daß Sie ihm nicht gut sind, und daher wollen Sie ihn jetzt in meinen Augen anschwärzen."

„Da die Jungfer eine so üble Meinung von mir hegen können," nahm Thomas das Wort, „so bin ich wohl gezwungen, Ihnen zu erzählen, was ich von Martin weiß. Da führt mich neulich der Zufall auf den öden Weg vor dem Steinthore, dort fällt mir ein armseliges Häuschen oder eine Hütte auf, die seitwärts von der Landstraße steht. Das Dach ist kümmerlich mit Schindeln und Stroh gedeckt, die dem Regen und Hagelwetter den Eingang erlauben, ohne daß er lange anzuklopfen braucht. Die Fenster haben nur wenig zerbrochene Glasscherben, die kein Bettelbube auf der Straße aufheben würde und sind meistens mit alten Papieren beklebt. Ich denke so bei mir, ob das Haus auch bewohnt sein möge? und gehe näher, um mich davon zu überzeugen. Ich klopfe an die Thüre, ein Knabe bildhübsch, aber nur mit Lumpen bedeckt, öffnet mir die Hausthüre. Bei dem Anblick wollte mir das Herz im Leibe zerspringen. Ich folge dem Knaben und trete bald in ein kleines Zimmer aus vier nackten Lehmwänden bestehend, was ich für nicht bewohnbar gehalten haben würde, hätte ich nicht Menschen darin gesehen. Auf kärglichem Strohlager war ein blasses Weib hingestreckt, das von Fieber ganz abgezehrt aussah, und einem Knochengerippe, mit Haut überzogen, glich, und um das Weib standen zwei Kinder, der Knabe, der mir die Thür geöffnet, und ein kleineres Mädchen, und sahen hungrig aus und weinten. Ohne viel zu fragen, schüttete ich auf einem alten Tische, der auf schwanken Boden wackelte, meinen Geldbeutel aus. Als das kranke Weib die wenigen Groschen sah — ein Geselle hat ja nicht viel zu verschenken — fing sie bitterlich an zu weinen und rief: „Gütiger Himmel, Du hast mich nicht verlassen! Du schickst mir einen guten Menschen! Ach, Martin — Martin! Gott kann es dir nicht vergeben, daß du mich so weit gebracht hast!" Der Name Martin machte mich stutzen. Ich erkundigte mich, was es denn damit für eine Bewandniß hätte, und was ich erfahren, erzähle ich Ihnen wortgetreu wieder. Der Martin ist kein Anderer, als der fromme Geselle, der jetzt bei uns arbeitet. Vor vier Jahren war er bei dem Vater des armen Weibes in Arbeit. Diese, ein unerfahrenes Mädchen, ließ sich von dem scheinheiligen Benehmen Martins täuschen und verliebte sich in ihn. Ihr Vater war wohlhabend, schon alt, und hatte nur die eine Tochter. Martin wußte sich auch bei ihm einzuschmeicheln, so daß er ihm sein Kind zum Weibe, seine Werkstatt und seine Kunden übergab und sich selbst zur Ruhe setzte. Doch nun legte der Wolf im Schafspelze den Schafspelz ab. Martin lebte in Saus und Braus, vernachläßigte die Kunden, daß er einen nach den andern verlor und

mißhandelte sein Weib, wenn sie es wagte, ihm freundliche Vorwürfe zu machen. Der alte Vater erkrankte vor Gram über das Elend seiner Tochter und starb bald. Als Martin das ganze Vermögen durchgebracht und noch Schulden auf Schulden gehäuft hatte, ging er bei Nacht und Nebel durch, und ließ das arme Weib mit einem dreijährigen Knaben und einem Säugling an der Brust bettelarm sitzen. Hartherzige Gläubiger stießen sie auf die Straße hinaus. Sie mußte sich von Tag zu Tag hinbetteln, und da sie endlich erfuhr, daß ihr Mann hier in Arbeit sei, reiste sie ihm den weiten Weg mit den Kindern, von denen sie das eine fortwahrend tragen mußte, zu Fuße nach. Dabei ist sie noch so brav, dem Mann hier keine Schande machen zu wollen.

In der Dunkelheit wartete sie ihn einmal ab und bat ihm fußfällig, sich doch nur seines Sohnes anzunehmen, sie wollte dienen gehn, und sich selbst alles absparen, um den Säugling zu erhalten. Doch er stieß sie mit den Füßen von sich und drohte ihr sogar, sie bei der Polizei als Landstreicherin anzuzeigen und mit den Schub wegbringen zu lassen, wenn sie ihn wieder belästigte. Ohne Obdach, ohne einen Groschen Geld lag sie verlassen auf der Straße. Da fand sich ein selbst nicht wohlhabender Bürgersmann, dem sie ihre Noth klagte. Er brachte sie nach der Hütte vor dem Thore, die sein Eigenthum, aber bis dahin unbewohnt geblieben ist; wo sie nun wenigstens, freilich nicht viel besser, als im Freien, auf alten Stroh mit ihren Kindern liegt und hungert, wenn sich nicht ein mildthätiges Herz ihrer erbarmt. — Sehen sie, Jungfer Therese, so kann man sich in einem Menschen täuschen; ich und wir alle hätten doch auf den Martin schwören mögen! Wer würde geglaubt haben, daß er so nichtswürdiger Streiche fähig sein kann."

Therese glaubte kein Wort von Allem, was ihr Thomas erzählte, und zitterte doch vor dem Gedanken, daß irgend etwas Wahres daran sein könnte. Doch bevor sie ihm noch ein Wort erwiedern konnte, trat der Vater hinzu, der eben von seinem Spaziergange heimkehrte, und so wurde das Gespräch abgebrochen. Thomas empfahl sich und ging seines Weges.

Tief erschüttert trat Therese in's Zimmer. Der gewaltige Eindruck, den die Erzählung des Gesellen auf sie gemacht, war der Verräther, wie nahe Martin bereits ihrem Herzen stehe. — Sie konnte sich den Mann ihrer ersten Liebe nicht als so falsch denken.

Liebe ist eben so leichtgläubig wie ungläubig. Leichtgläubig für Alles, was der erkorene Gegenstand ihr verspricht und gesteht, leichtgläubig für Alles, was ihn in ein reines, verklärtes Licht stellt. Aber sie ist ungläubig gegen Alles, was nicht für ihn spricht, sie hat daher kein Ohr für alle Warnungen, wo Andere Falschheit und Heuchelei sehen, nur das Auge der Liebe nicht, ja, sie hat selbst kein Ohr für die Stimme ihrer eigenen Vernunft, denn das Herz übertönt sie mit seinen Sirenen-Liedern. Und wenn alle andern Menschen die Augen im Kopfe haben, so haben die Liebenden sie im Herzen, das Herz ist ihnen zu Kopf gestiegen, sie denken mit dem Herzen, und alle Sinne wirken durch das Herz.

Wollt Ihr es daher der reinsten Liebe — der Mutterliebe verdenken, wenn sie in ihren Kindern keine Mängel sieht? Wollt Ihr es ihr verdenken, daß sie denen grollt, welche ihre Lieben verdächtigen oder tadeln? Die Mutter sieht in dem theuren Kinde das Ideal ihres Lebens, und der ist unser Feind, der dem Ideale unseres Lebens den Glorienschein der Heiligkeit abreißt.

Therese glaubte nichts von Allem, was Thomas vorgebracht hatte. Sie beschloß, sich mit eigenen Augen von der Lüge seiner Aussage zu überzeugen, denn daß es eine Lüge war, davon war sie fest überzeugt; eher hätte sie an der Wahrheit ihres eigenen reinen Herzens verzweifeln mögen, als daran, daß das Herz Martin's noch unverdorben, daß sein Lebenswandel noch unbefleckt sei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Am ersten August machte eine große Gesellschaft eine Spazierfahrt von Berlin nach Potsdam. Ein Theil derselben verspätete sich an letzterem Orte in der Meinung, daß noch um 10 Uhr Abends ein Eisenbahnzug nach Berlin abgebe. Kurz vor 9 Uhr stellten sich die aus 13 Personen bestehenden Zurückgebliebenen am Bahnhofe ein, und sahen die dampfende Lokomotive zur Abfahrt bereit, erfuhren aber von dem Bahnhof-Inspektor, daß der gewöhnliche Zug bereits vor 1½ Stunden abgegangen sei, und jetzt nur ein Extrazug für Se.

Maj. den König abgehen werde. Auf die Frage, ob sie nicht mit diesem Zuge mitfahren könnten, antwortete der Inspektor natürlich verneinend. Nun schickte die Gesellschaft sich zum Rückzuge an. Dicht außerhalb des Bahnhofes begegnen sie dem Wagen des Königs. Da faßt einer aus der Gesellschaft, den es besonders drängte, am folgenden Tage früh in Berlin zu sein, ein achtzehnjähriger Malergehilfe, sich ein Herz, er tritt an den Wagen des Königs hinan, und fragte in der einfachsten Weise, ob er und seine Freunde nicht mitfahren dürften, da sie morgen früh in Berlin sein müßten. „Ja, ja, lieben Kinder," sagte der König, „rückt noch einen Wagen an!" Sogleich wird ein Personenwagen dicht an den königlichen Wagen angeschoben, ein Conducteur steigt mit der Gesellschaft ein, und nachdem der König, aus seinem Wagen sich herausbeugend, noch gefragt hat: „Nun, seid Ihr alle im Wagen?" geht der Zug ab und bringt die Verspäteten nach wenig über einer halben Stunde an den ersehnten Ort.

*Herr von C., ein geschickter Luftschiffer, hat die Gewohnheit, während der schönen Jahreszeit eine Menge Versuche mit dem Luftballon in seinem in Marine, bei Pontoise, gelegenen Landhause anzustellen. Letzten Sonntag erhielt Herr C. den Besuch von mehreren Personen in dem Augenblicke, wo er einen ungeheuren Ballon mit Wasserstoffgas füllte, der aus mehreren Fässern voll Zink, Eisen und Schwefelsäure sich ablös'te. Während der Operation fiel es einer jungen, hübschen Dame bei, sich in den Nachen zu setzen, was sie auch that, während der Operirende abwesend war! Sei es, daß alsdann die Ablösung des Gases schneller erfolgte, als Herr C. es vermuthete, oder daß die Bande, welche den Ballon festhielten, zu schwach waren; kurz, der Ballon riß sich los, schwang sich plötzlich empor und entführte die unvorsichtige junge Dame, welche ein entsetzliches Geschrei ausstieß. „Ziehen Sie an dem Seil zu Ihrer Rechten," rief ihr Herr C. zu, der in diesem Augenblick in dem Garten kam, „halten Sie sich fest und erschrecken Sie nicht!" Ungeachtet ihres Schreckens hatte Mad. L. Geistesgegenwart genug, um den Rath zu befolgen, der ihr auf eine Höhe von mehr als 100 Meter gegeben wurde. Da das Seil, welches ihr angezeigt worden war, die Klappe öffnete, so fuhr das Gas heraus, und die Luftschifferin wider Willen stieg sacht auf ein benachbartes Feld hernieder, wo ihre Freunde ihr zu Hilfe kamen. Allein die Hülfe war unnütz, Mad. L. hatte keinen Schaden erhalten, und die Vergnügungen des Tages wurden durch diesen sonderbaren Vorfall nicht gestört.

*Ein Fremder kam vor Kurzem zu einem der berühmtesten französischen Maler und sagte zu ihm: „Ich wünschte für mein Album ein Pferd zu haben." Der Künstler warf schnell die Zeichnung hin und der Fremde war zufrieden damit. — „Wie viel kostet es?" — „Zwanzig Louisd'or? — „Zwanzig Louisd'or? Was denken Sie; Sie brauchen ja nicht zwanzig Minuten, die Zeichnung zu machen." — „Allerdings, aber ich habe über zwanzig Jahre gearbeitet, um dieses Pferd zeichnen zu können." Der Fremde zahlte, und that Recht daran.

*Deutsches Stylmuster. Zwei Bäcker prozessirten wegen einer hölzernen Lebkuchenform, die einen Husaren vorstellte. Der Sachwalter des einen hatte folgenden Titel auf seine Acten geschrieben:

„Acta privata
in reitenden Husaren-Pfefferkuchen-Form-Sachen."

*Ein ächt britischer Einfall war es, auszurechnen, wie viel Thlr. ein englischer Pfennig (penny) Zinsen zu Zinsen geschlagen, von der Geburt Christi an bis Weihnachten 1815 betrage. Das Facit ist nicht weniger als:
3651592029730344629165853623219076 Thlr.!

Von mehreren Seiten ist uns ein und dieselbe Auflösung der Charade in Nr. 45 zugesandt worden, die aber nicht die richtige ist, vielleicht hilft die folgende Charade einem der Herrn Löser auf das richtige Wort:

Die Redaction.

W!uqqənʇəl riethet ihr? — Dies ist nicht richtig —
Mein Ding' hab' ich als wichtig ja benannt;
Wann aber wär' in edlern Kreisen wichtig,
Und wo in Kirchen gar ein wind'ger Fant?
Hört! — jetzt könnt ihr nicht mehr fehlen —
Was entströmt, grob oder fein,
Hörnern, Flöten, Geigen, Kehlen,
All' dies schließt mein Ganzes ein.

(Die Auflösung folgt in der nächsten Nummer.)

Druck und Verlag von W. Levysohn.